



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Frankfurt am Main.

Frankfurter Phlegma. — Lichtfreunde und Pietisten. — Streit des Magistrateats mit den katholischen Gemeinden. — Die Sache des Kaplan Roos. — Katholischer Leseverein. — Jenny Lind. — Die Königin von England und andere gekrönte Häupter. — Dannecker's Ariadne. — Felicien David. — Ueber die Oben-Symphonie.

Ein hervorstechender Charakterzug des Frankfurters ist die behagliche Zufriedenheit, mit der er Alles, was ihm gehört, im Verhältniß zu Andern betrachtet; man könnte es den Haus- oder Städteoptimismus nennen. Nicht, daß man deswegen mit Allem unbedingt zufrieden sei, man räsionirt auch hier, und zwar ungenirt; wollte aber Jemand eine Vergleichung mit andern Staaten zum Nachtheile Frankfurts unternehmen, so würde er einstimmig zur Ruhe verwiesen werden; man würde ihm beweisen, daß unter den obwaltenden Umständen Alles tadellos sei. Ähnliche Gefinnungen finden sich denn auch in Beziehung auf die Richtung der Lichtfreunde. Obschon die Pietisten hier nicht ohne Anhang, ja nicht ohne Einfluß sind, — so ist doch bei Weitem die Mehrzahl der Bürger nicht nur dem pietistischen Treiben abhold, sondern auch der starren lutherischen Dogmatik entgegen. Nichtsdestoweniger finden die protestantischen Freunde nur geringen Anhang; der Frankfurter läßt sich nicht gerne aus der Bequemlichkeit rütteln, und sind auch die Kirchen, vornehmlich von Männern, schlecht besucht, spricht man sich auch offen gegen die symbolischen Bücher und Diejenigen, die ihnen streng anhängen, aus, — sobald es sich darum handelt, mit sich selbst anzufangen, und im eigenen Kreise auf eine Aenderung hinzuwirken, so meint man, es sei doch noch ganz leidlich, es sei immer so gewesen und könnte noch länger so bleiben. Aus diesem „Sich gehen lassen“ der Hellen denkenden folgt dann, wie leicht einzusehen, die Macht der Pietisten, die eifrig für ihre Sache arbeiten.

Einige, die indessen sicher irren, wollen die Angelegenheit der Deutschkatholiken und die bei dieser Gelegenheit getroffenen Maßregeln mit dem Streite in Verbindung bringen, in welchem unser Magistrat sich mit dem Vorstande der römisch-katholischen Gemeinde einerseits, und mit der bischöflichen Behörde zu Limburg andererseits befindet. Die eine dieser Angelegenheiten ist bekanntlich diese: Die römisch-katholische Gemeinde macht Ansprüche auf, von dem Verkaufe verschiedener, während der französischen Revolution eingezogener Stifter herkommende Gelder, und hat sich, da sie vom Senate abschläg-lich beschieden ward, an den Bundestag gewendet, dem die Sache gegenwärtig vorliegt. Der Streit mit der bischöflichen Behörde in Limburg, in Beziehung auf die Ausweisung des Kaplans Noos, ist ebenfalls allgemein bekannt. Es ist in dieser Sache von Seiten der bischöflichen Partei vor Kurzem eine Broschüre in Mainz erschienen, welche darzuthun sucht, daß ein Zuredestellen des Priesters über das, was derselbe im Beichtstuhl gesprochen, eine Verletzung des Beichtgeheimnisses involvirte, und daß dadurch das wesentlichste Moment der freien Religionsübung aufgehoben würde; daß ferner der von Frankfurter Seite allegirte §. 13 des zwischen Nassau und Frankfurt geschlossenen Uebereinkommens wegen der Besetzung des Bisthums Limburg vom Jahre 1819 und 1820, in der der bischöflichen Behörde vorliegenden Copie, nichts von dem Rechte sage, daß Frankfurt einen Kaplan zurückweisen könne, und der Bischof, im Falle diese Klausel existire, von den beiden Mächten betrogen worden sei.

Ob schon nun die bischöfliche Behörde in ihrem amtlichen Schlußschreiben erklärt, daß ihr kein Mittel gegeben sei, der Ausweisung zu begegnen, daß sie der Gewalt weichen müsse, so scheint es doch, daß dieselbe sich gegenwärtig zur Wahrung ihrer Rechte an den Bundestag gewendet hat; auch hat sie bis jetzt noch keinen andern Kaplan an die Stelle des ausgewiesenen Noos gesandt, so daß sehr häufig eine gewisse, sonst häufig besuchte Messe um 11 Uhr in der Liebfrauenkirche nicht gehalten wird.

Daß die so entstandene Differenz zwischen der weltlichen und geistlichen Macht eine höchst bedauerliche ist, kann wohl nicht in Abrede gestellt werden, indessen ist doch wohl auf keine Weise anzunehmen, daß die Richtung des Senates dadurch eine feindselige gegen die Katholiken überhaupt geworden, wenn auch die Letzteren es gerne so darstellen, als ob sie durch die Uebermacht der Andersgläubigen erdrückt würden. Es befinden sich mehrere Katholiken von Einfluß im Senate, und es kann auf keine Weise dargethan werden, daß von dieser Behörde aus irgend etwas Feindseliges gegen diese Confession und ihre Anhänger als solche beschlossen worden sei.

Indessen glauben die Eifrigen immerhin sich bedroht und haben Grenzboten, 1845. IV. 22

vor Kurzem einen „katholischen Leseverein“ gestiftet, der unangefochten seine Sitzungen hält. —

Auch der hiesige Kunstenthusiasmus wurde in diesen Tagen sehr in Bewegung gesetzt, und zwar durch Jenny Lind. Es versteht sich, daß auch dieser Enthusiasmus dem allgemeinen Gesetze des Frankfurter Charakters unterworfen ist. Es wäre in der That unmöglich, gegen die liebliche Persönlichkeit der Lind gleichgiltig zu bleiben, besonders da sie mit einem so eminenten Talente gepaart erscheint; doch blieb unser Enthusiasmus in seinen Grenzen; das Theater war, trotz der verdoppelten Eingangspreise, stets überfüllt, sonst aber zeigten sich keine eigentlichen Symptome des Lindfiebers. Im Gegentheil, noch bei der Sängerin Anwesenheit kam man überein, daß sie andre Sommitäten des Gesanges wohl nicht eigentlich überstrahle.

Auch die Anwesenheit der Königin von England rief einiges Leben auf den Straßen, vornehmlich in der Nähe des englischen Hofes, wo sie abgestiegen war, hervor. Der Aufenthalt des Königs von Baiern, der in dieselbe Zeit fiel, blieb dagegen, wahrscheinlich auf Veranstaltung dieser hohen Person selbst, ganz unbeachtet. Man hatte nämlich in der Nähe des Hotels des bairischen Gesandten einige Polizeibeamten aufgestellt, welche jedem, der sich einfallen ließ, stehen zu bleiben, höflich aufforderten, seiner Wege zu gehen, was auch ohne Weigerung geschah, so daß die ohnedem wenig belebte Straße bei der Ankunft dieses Monarchen ganz leer war.

Eben so wenig Aufsehen erregte die kurz nachher erfolgte Durchreise Sr. Majestät, des Königs von Preußen. Derselbe verweilte einige Tage incognito in dem Hotel seines Gesandten, und nahm bei diesem Aufenthalt unser berühmtes Stadthaus, den Römer, mit dem nicht weniger berühmten Kaisersaal in Augenschein. Sinnend soll der Monarch vor dem Sitzungssaale des Senates stehen geblieben sein, die bekannte Aufschrift über der Thüre: Eines Mannes Rede ist keine! betrachtend.

Ob er auch die Ariadne von Dannecker im Bethmannischen Museum in Augenschein genommen, ist nicht bekannt geworden, — es ist das jedenfalls eine der Hauptzierden unserer Stadt. Dem Fremden ist jedoch der Besuch des genannten Museums seit Kurzem bedeutend erschwert. Der Besitzer soll mit dem Senate Unannehmlichkeiten gehabt haben; sei es nun deshalb oder aus einer andern Ursache, genug, der Fremde kann von jetzt an nur mittelst einer Eintrittskarte, die er sich durch einen hiesigen Bürger verschaffen muß, zu diesem Meisterwerke des berühmten Bildhauers gelangen.

Felicien David hat auch hier seine Compositionen dem Publikum vorgeführt und im Ganzen angesprochen. Wurden die Lieder als unbedeutendes Nebenwerk nachsichtig aufgenommen, so fand dafür

die „Wüste“ einen allgemeinen Anklang. Ohne näher auf den innern Werth dieser Composition einzugehen, die ja auch in Leipzig und andern großen Städten zur Aufführung gekommen, sei es uns erlaubt, über das Wesen dieser neuen Art musikalischer Production einige Worte zu sagen.

In der Oper hat der Componist jedwede Situation, die sich in dem langen Laufe unserer Libretti ergibt, durch Musik darzustellen, oder wenigstens zweckmäßig zu begleiten, eine, strenggenommen, unlösliche Aufgabe.

Entweder der Handlung oder dem Dialog, oder der Charakteristik, oder der musikalischen Einheit und Rundung wird Gewalt angethan, und nur die Gewöhnung läßt uns tausend Dinge übersehen, die den wahrhaft Unbefangenen aus dem Tempel der Musen hinaustreiben würde. Zwar sind die Bestrebungen der deutschen Componisten, vornehmlich Meyerbeers, der ja auch der Unse ist, in hohem Grade anzuerkennen, aber wie weit bleibt das Ziel entfernt! Die Italiener machen sich die Sache leichter, indem sie von aller dramatischen Musik abstrahiren und zwischen den endlosen Rezitativen, die dem Ganzen einen Schein der Handlung leihen, ihre süßen Melodien in Form von Arien, Duetten, Terzetten u. s. w. anbringen, und alle die verweichlichten Ohren so entzücken, daß man vergißt, mitten in welchem Unsinne man sich befindet. Uebrigens ist es nicht zu leugnen, daß Musik und Poesie in vielen Beziehungen sich gegenseitig heben und tragen, wenn man nur nicht jede Poesie in Musik setzen, noch jede Musik in Worte zerlegen will. Jedenfalls dient es bei größeren und tieferen musikalischen Werken zur Erleichterung der Auffassung, wenn der Zuhörer sich an eine bestimmte Idee halten kann, innerhalb welcher die Musik sich bewegt, ohne, wie in der Oper, ganze Situationen bis in's Kleinste verfolgen zu wollen. Auch liebt es der Componist freier Werke, irgend eine allgemeine Idee seiner Composition zu Grunde zu legen, und dieselbe auf seine Weise durchzuführen. Ich erinnere an Beethoven's Heroica und Pastoralsymphonie.

Wer die sogenannte Odesymphonie David's gehört, wird mit mir übereinstimmend erklären müssen, daß wir hier einer Zwischenstufe zwischen Symphonie und Oper begegnen, und zwar einer höchst glücklich angelegten Zwischenstufe. In der Cantate, im Oratorium haben wir ebenfalls eine solche, die sich jedoch mehr dem Gesange anschließt und das rein instrumentale Element mit geringen Ausnahmen (z. B. dem Trauermarsche in Samson von Händel) gänzlich entfernt. Die also beständig zu commentirenden Worte treten demnach auch hier, obgleich lange nicht so schroff, wie in der Oper, hemmend ein; indessen bleiben bei richtiger Dichtung Cantate und

Dratorium vollständig im Bereiche der musikalischen Macht. Auf freierem Standpunkte steht indeß die Odensymphonie.

Eine allgemeine Idee, in der vorliegenden, die der Reise durch die Wüste und die Gefühle bei den sich darbietenden Erscheinungen, ist gegeben, und ward von dem Componisten auf freie Weise eingeleitet. Melodramatische, aber natürlich höchst einfach begleitete Strophen bringen dem Zuhörer die Idee näher und bereiten ihn auf die Gefühle vor, die in den musikalischen Zwischenfällen ganz nach der Phantasie des Componisten weiter verfolgt und ausgeführt werden. Sieht es der Gegenstand, so werden letztere, die Gefühle, auch auf Personen fixirt, und in Arien, Duetten u. s. w., ja vornehmlich auch im Chore (was ja Beethoven ebenfalls versuchte) ausgesprochen. So wird die Phantasie des Zuhörers, ganz dem Charakter der Musik gemäß, angeregt, ohne durch Nebendinge gestört zu werden, und es ist nicht zu zweifeln, daß bei Talent und richtiger Auffassung von Seiten des Componisten auf diese Weise die edelste und schönste Wirkung hervorgebracht werden kann.

Es ist anerkannt, daß Blinde die Musik am Tiefsten empfinden; Göthe läßt in jener bekannten Scene in Wilhelm Meister das Musikchor hinter einem Vorhange agiren, und schon oft ist es ausgesprochen worden, daß die musikalische Messe in der katholischen Kirche einen weit größern Eindruck hervorbringen würde, wenn man (wie dies in manchen Klosterkirchen wirklich geschah) die Aufführenden den Blicken des Publikums entziehen könnte. Alles dies spricht dafür, daß die Musik erst dann in ihre Rechte eintritt, wenn dem Auge die Macht benommen ist, die Aufmerksamkeit und die Gefühle zu zersplittern.

Wir müssen es gestehen, wir sind für das Genre der Odensymphonie eingenommen, und hoffen ernstlich, daß es dieser Compositionsweise gelingen möge, die Oper zu verdrängen. Sind wir dieses Amalgama aller Künste, worin keine zur wahren Geltung gelangt, los, dann kann auch das Drama, das ächte, ohne Glitterschmuck auftretende, seine Rechte wieder ansprechen, die ihm durch jene so arg verkümmert sind, dann können wir hoffen, ein bildendes Schauspiel und wahre musikalische Genüsse zu erhalten, Genüsse, wo die Phantasie sich in höheren Schwung ergehen kann, als in dem ewig sich wiederholenden Liebesjammer unserer Opern.

Wir stimmen für die Einführung und Nachahmung der Odensymphonie, wenn dieselbe schon von einem Franzosen erfunden worden — die Vervollkommnung bleibt dem strebenden Geiste jedes Kraft in sich fühlenden Musikers überlassen, denn davon sind wir weit entfernt, Davids Composition für unübertrefflich zu halten.

Leo Utt.

II.

Aus Brüssel.

Faule Kartoffeln. — Communismus. — Trüffelseuche. — Kunstausstellung. — Literatur, Nachdruck, und der versiegelte Nathan der Weise. — Ein neuer Hafen. — Der Deutsche in Belgien.

Unsere Presse kaut noch immer an den kranken Kartoffeln; in-
deß werden Sie aus den Zeitungen ersehen haben, daß man nicht
lange bei eiteln Raisonnements stehen blieb. Ganz Belgien, von der
Regierung bis zu den kleinsten Gemeinden, Korporationen und rei-
chen Privatleuten, hat sich vereinigt, um der armen Volksklasse den
kommenden Winter erträglich zu machen. Einige Prediger haben,
wie gewöhnlich, nicht umhin gekonnt, bei dieser passenden Gelegenheit
sich wieder im glänzendsten Lichte zu zeigen, und, statt nach der Art
anderer Körperschaften, wohlthätige Vereine zu gründen, haben sie
die abgeschmacktesten und gehässigsten „Legenden“ unter dem flamän-
dischen Landvolke verbreitet. Bald sollte der leibhaftige ††† die un-
schuldigen „Pataten“ gehöht haben, bald war die Seuche eine Strafe
des Himmels für die Wahlen vom 10. Juni und für die Lectüre des
ewigen Juden von Eugen Sue. — Aber, im Vertrauen gesagt, rührt
die Kartoffelcholera weder vom Teufel, noch vom ewigen Juden her:
sie ist ganz einfach die Folge von einer weitverzweigten unterirdischen
Communisten-Verschwörung. Die Feinde des Bestehenden haben durch
ihre wühlerischen Doctrinen die Frucht im Mutterleibe der Art ver-
giftet, um auf die Noth der Proletarier zu spekuliren; und es wun-
dert mich sehr, daß ich dem Scharfsinn der Herren in Berlin und
Breslau mit dieser Entdeckung zuvorkommen muß. Der beste Be-
weis für meine Behauptung ist, daß gleichzeitig mit der Kartoffel-
seuche die monströse Atheisten-Verbindung in der Schweiz ans Licht
kam, und daß die Seuche am stärksten hier und in den Rheinlanden
wüthet, wo bekanntlich die bedenklichsten belgisch-französischen Sym-
pathieen grassiren.

Noch bedenklicher ist ein anderes Zeichen der Zeit, über welches
der Pariser Charivari bereits einen Wink fallen ließ. Ich erlaube
mir, etwas tiefer auf die Sache einzugehen. Wenn die Kartoffelwelt
zu entarten und zu verderben anfängt, so ist das Unglück am Ende
nicht so groß, denn es betrifft nur das gemeine Volk. Aber was
soll man dazu sagen, daß selbst die Ambrosia der Erdengötter, die
Manna der Diplomaten, die Herzstärkung und der Trost des so ge-
nannten Staatsmannes, daß die Trüffel, welche sich zu der Kartoffel
verhält wie der Cavalier zum Bauer, zu verkümmern, ja zu ver-
schwinden beginnt? Sie, die duftreiche, altadelige Frucht, die bereits
vor Entdeckung Amerikas und vor Erfindung der Buchdruckerkunst
den Gaumen der Höher- und Höchstgeborenen erfreute, die gewiß bei

manchem welchhistorischen Tractatschluß eine einflussreiche Rolle gespielt hat, — sie wird immer seltener, immer kleiner gefunden. So meldet man aus Paris. Vergebens schnüffeln die getreuen Hunde; es ist, als läge ein Bann auf ihrem diplomatischen Instinkt. Hat sich die erste Frucht aus Abscheu vor der demokratischen Flachheit dieser Zeit tiefer in die Erde zurückgezogen? Hat vielleicht der überhand nehmende Geldadel gegen die zarte Pflanze zu stark gewüthet? Böse Zungen flüstern, auch diese Erscheinung hänge mit den nivellirungsfüchtigen Tendenzen der Gegenwart zusammen. Mit der Trüffel fange es an, allmählig würden aber auch die Fasane, die Wildschweine und Hirsche*) und damit der letzte Rest romantischer Poesie aus dem constitutionellen Europa verschwinden, auf daß alles Volk, hohes wie niederes, auf gleich gemeine Kost gesetzt werde. Vielleicht, daß einst nur noch im fernen Osten, bei den frommen Thrakern an der Wolga, auf die der alte Zeus mit Wohlgefallen herabsieht, sich eine Trüffel für den Gaumen des Czaren finden wird.

Von unserer Kunst hat man im Auslande große Ideen, aber Belgien ist in dieser Hinsicht schlechter als sein Ruf; es ist der schwachköpfige Sohn eines großen Mannes. Das Vaterland von Rubens, Van Dyk u. s. w. steht jetzt in der Malerei tief unter den Deutschen. So grandios die Kathedralen und Rathhäuser sind, die in den belgischen Städten von dem flämischen Mittelalter erzählt, so kleinlich sind die Gyps- und Papiermachée-Kunstspielereien der jetzigen „Statuaire.“ Selbst das Atelier eines Graf, mit seinem ewig vollen Jahrmarkt eleganter Nippesstückchen, mehr eine Fabrik als eine Kunstwerkstatt, erinnert gewaltig daran, daß Belgiens Stolz in dieser Periode nicht die Kunst sein kann, sondern die Industrie. Das schreiendste Armutzeugniß hat sich die belgische Malerei in der diesjährigen Ausstellung ausgestellt, in der sich ein gedankenarmer, crasser Materialismus breit macht. Verflogen ist der Spiritus, wenn einer da war, und das flämische Phlegma ist geblieben. Was man den Belgiern nachrühmen kann, ist ein bißchen (?) Technik und auch das geht nicht über die Farbe hinaus; denn es sind diesmal Bilder aufgenommen worden, die nicht nur in widersinniger und ideenloser Composition, sondern in lächerlichen und schülerhaften Verzeichnungen das Unerhörte leisten. Die Farbe ist meist nur der Farbe willen da; viele Gemälde kann man kurzweg als rothe, grüne, gelbe, blaue Gemälde charakterisiren; sogar einen lilafarbenen Abendhimmel können Sie da sehen; das Lila ist freilich sehr schön. Der „berühmte“ Warte hat ein anderthalb Klafter hohes und langes Gemälde geliefert: der Kampf um die Leiche des Patroklos; die Gruppierung ist etwas schwer zu verstehen, denn das Ganze gleicht einem Klumpen zusammengerollter

*) Siehe das Gedicht: „der Hirsch“ von Graf Alex. v. Württemberg.

Schlangen, die Figuren scheinen des Bodens gar nicht zu bedürfen und haben doch weder Flügel noch Drachenfüße, abgesehen davon, daß man sie eben so gut, wo nicht besser, für Patagonier, als für griechische Helden halten könnte. Der noch berühmtere Gallait, der so hübsche spanische Cavaliere zu malen weiß, hat einen Christus (halbe Figur) ausgestellt, den man ohne die stereotype Heilandsfrisur für einen eleganten Geschäftsreisenden mit einem Bart à la jeune France halten würde. Calame's Tempel zu Pästum macht vielleicht im Ganzen die rühmlichste Ausnahme unter den Belgiern; es ist eine herrliche Abendlandschaft. Der gefeierte Narböckhoven malt auch immer seine Schafe, die zum Sprechen ähnlich sind. Allein er hat sich in den Kopf gesetzt, eben nichts als Schafe oder zur Abwechslung einmal ein Paar Hunde oder ein Stück Rind zu malen. Seine Technik ist tadellos, seine Composition ist trostlos-eintönig. Er malt — und dies ist ihm selbst von den hitzigen Kritikern, seinen Verehrern, vorgeworfen worden — er malt Staffage ohne Gemälde dazu, ja fast ohne Rahmen. Seine Schafe, Hunde und Dachsen würden sich, in einer niederländischen Landschaft, gehörig vertheilt, sehr gut ausnehmen. So aber sehen sie wie Portraits von Schafen, Hunden und Dachsen aus und es scheint sogar, daß die Thiere ihm hübsch ruhig gestanden haben, denn es ist keine Spur von Bewegung, von charakteristischem Leben in ihnen. Wappers, de Keyser und de Wiefve haben sich bei der Kunstausstellung gar nicht betheiligt. Die größten Lichtpunkte dieser belgischen Kunstausstellung sind einige deutsche Bilder: Becker's vom Blitz erschlagener Hirt, eine Landschaft von Reifenstein und ein Genrebild von Waldmüller, nehmen sich doppelt schön aus mitten unter dem geistlosen Farbenchaos ringsum; das Auge erholt sich, wenn es auf ihnen verweilt, und man ist freudig überrascht, unter Larven endlich eine fühlende Brust zu finden.*)

Nein, nicht in Literatur und Kunst sucht das heutige Belgien seinen Glanz; obgleich die Regierung und die Magistrate in freigebiger Aufmunterung von Erziehungs- und Kunstinstituten wetteifern. Belgien hat auch keine Zeit, an die „höhern“ Interessen zu denken; der Kampf gegen die Hierarchie und das rauschende Industrieleben absorbiren vor der Hand alle Kräfte. Ein Dampfmaschinenprojekt taucht nach dem andern auf. Daß eine Privatgesellschaft damit umgeht, das Eisenbahnetz über das ganze Land auszudehnen, d. h. auch die Kommunalwege mit Schienen zu belegen, habe ich Ihnen schon früher gemeldet. Jetzt will eine andere Gesellschaft, aus Engländern und Belgiern bestehend, einen neuen Hafen bei Abinquerque, hart an der französischen Grenze, nicht weit von Dünkirchen, anlegen, um

*) Wir glauben, unser Correspondent setzt aus Patriotismus die belgischen Väter allzusehr herab. D. Red.

eine directere und weniger unsichere Verbindung mit England herzustellen. Zugleich soll eine Eisenbahn von Abinquerque nach Gent gebaut werden. Man würde dann in 12—14 Stunden von hier in London sein, da ein Dampfboot aus dem neuen Hafen nach Dover nur drei Minuten brauchen würde. Ostende hat nicht immer Wasser genug und die Dampfer gehen von dort im allergünstigsten Falle fünf bis sechs, bei schlechtem Wetter dagegen acht bis neun Stunden nach Dover, da sie bis auf die Höhe vor Dünkirchen längs der Küste hin mit Vorsicht fahren müssen. Viele Engländer gehen daher jetzt über Dünkirchen oder Calais nach dem Continent, während Abinquerque gewiß einen neuen Verkehrsstrom über Belgien bieten wird.

Nach Allem, was ich da vorbrachte, werden Sie glauben, daß ich Belgien für ein trübseliges, prosaisches Land halte? Nicht doch. Brüssel selbst, das petit bijou der Eingeborenen, die niedliche Antischambre von Paris und London, Brüssel mit seinem weder slämischen noch wallonischen Charakter, mit seiner französischen Eleganz und seiner unfranzösischen Nüchternheit; Brüssel ist ziemlich monoton und wäre ohne den zahlreichen Schwarm interessanter Fremder, die hier wohnen oder durchreisen, sehr langweilig für den müßigen Touristen.

Belgien im Ganzen aber verdient den Ruf, den es in Deutschland hat. Der Pariser stößt sich hier an dem esprit de clocher, wie er den belgischen Communalgeist nennt, der Engländer oder Amerikaner findet das politische und industrielle Leben kleinlich im Vergleich mit dem seiner Heimath; der Deutsche aber hat keinen Grund zu solchen Nasenrumpfen, er findet bei jedem Schritt die lehrreichste Anregung. Es ist wahr, die Flamänder leiden an Philosophie und Sentimentalität sehr wenig; unter allen Germanen sind sie der materiellste und unidealeste Menschenschlag; sie sind gutmüthig und grob, gar fleißige Arbeiter, gefeierte Mägen und durstige Kehlen; potenzierte Meklenburger. Roh und plump, wie die flandrischen Zugpferde mit den bebuchten Hufen, tiefkatholisch ohne Phantasie und lärmend ohne Feuer, so sind die untern Classen. Auch der wohlhabende Mittelstand zeichnet sich eben nicht durch besondere Bildung aus. Und doch ist dem Volke ein tüchtiger Fond, ein gemüthlicher Sinn für Musik und Plastik nicht abzustreiten, der bei glücklicher Pflege vielleicht wieder so schöne Blüthen treiben könnte, wie vor Alters. Aber wenn das Volk auch zehnmal weniger unterrichtet und noch zwanzigmal materialistischer wäre, als es ist: dennoch müßte der Deutsche sich eine Zeit lang wohl fühlen bei ihm und sich an der behaglichen Freiheit weiden, die es ohne alle Philosophie und Aesthetik sich geschaffen hat; bloß mit einem bißchen Männlichkeit und gemeinem Verstand. Die hiesigen Zeitungen beschäftigen sich sehr wenig mit deutscher Politik; der Zollverein und die neuesten Zolluneinigkeiten allein sind Gegenstände der öffentlichen Aufmerksamkeit. In der That versteht man

hier das ewige Kreifen der deutschen Geschichte nicht. Aber nicht bloß den materiellen Belgiern und den oberflächlichen Franzosen, sondern auch den klugen Engländern erscheinen die bandwurmartigen Bewegungen und Krümmungen des deutschen Genius unbegreiflich. Alle die kleinlichen Verfolgungen, Martyrthümer, Protestationen und Triumphe, die zuletzt den Karren wieder dahin stellen, wo er anfangs gesteckt hat, sind in der That viel zu räthselhaft, um außerhalb Deutschlands verstanden zu werden. Selbst der Deutsche, der eine Zeit lang im Auslande gelebt hat, verlernt bald dieses Verständniß und kann sich in den spanischen Dörfern seiner Heimath nicht mehr zu recht finden.

III.

Aus Wien.

Der Held von Aspern. — Prinz Wilhelm's Prüfung. — Noch zwei Prinzen. — Die Schwester des Herzogs von Borbeaur. — Die Staatseisenbahn und der Handel. — Personenfrequenz. — Wozu eine Eisenbahn? — Ein komischer Vorfall. — Literarische Gäste. — Literarische Erscheinungen. — Compositionen von Blindgeborenen. — Schlegel's Werke. — Theater und Oper. — Leben des Banknotenfälschers. — Ein betrogener Dieb und ein bestohlener Fälscher.

Dem greisen Helden von Aspern verschönert ein Kreis hoffnungsvoller Söhne den Abend seines thatenvollen Lebens, und es ist in der That ein rührender Anblick, wie weich das unerschrockene Herz des siegreichen Feldherrn wird in Bezug auf die individuellen Ereignisse seiner Familie. Diese Beobachtung konnte man neuerdings bei der Prüfung machen, die der jüngste Sohn des Erzherzogs, Namens Wilhelm, zu Anfang dieses Monats auf der naheliegenden Simmeringer Schule im Beisein der Erzherzoge Karl und Ludwig ablegte. Der Prinz, kaum 16 Jahre halt, hat sich den Artilleriewissenschaften gewidmet, und den ganzen Sommer hindurch die praktischen Uebungen dieser wichtigen Waffengattung theils im Schloßhose von Schönbrunn, theils in Gemeinschaft mit den Truppen und im Kleide eines Artilleriekadetten auf dem gewöhnlichen Exercierplage durchgemacht. Am Schlusse derselben sollte er nun unter den Augen seines erlauchten Vaters und des Erzherzog Ludwig, als Artillerie-Direktor, eine praktische Prüfung bestehen, zu welchem Zweck er dann einige Fuß- und Cavallerie-Batterien kommandirte, und mit ihnen die verwickeltsten Evolutionen ausführte. Der jugendliche Prinz entfaltete dabei eine große Kenntniß der speciellen Waffe und was wohl die Hauptsache ist, da dies nicht angelehrt werden kann, eine Energie und ein Feuer des Commandos, dem nur das rascheste Tempo der Bewegung genügen wollte, so daß alle Evolutionen, welche sonst im Trab ausgeführt werden, hier im Galopp ausgeführt wurden, ohne daß dabei die mindeste Unordnung oder das geringste Unglück vorgekommen

wäre. Als am Schlusse des mehrstündigen Parade-Manövers S. K. Hoheit die übliche Meldung abstattete, übermannte tiefe Rührung den alten Generalissimus und helle Thränen der Freude rollten über seine gefurchten Wangen.

Während der älteste Sohn des Erzherzogs Karl als commandirender General von Niederösterreich sich auf den Posten eines Hofkriegsraths-Präsidenten vorbereitet, steht der Zweitgeborne bereits an der Spitze der österreichischen Heermacht, und der letzte Sproßling seines Hauses dürfte ohne Zweifel in der Zukunft einmal die Stelle eines Artillerie-Direktors einnehmen, welche immer von einem Prinzen des Kaiserhauses bekleidet zu werden pflegt. Somit wird einst die Leitung des gesammten Kriegswesens in seinen wichtigsten Zweigen den Nachkommen des Feldhern anvertraut sein, welcher allein unter so vielen Gegnern dem französischen Schlachtenmeister die ungeheucheltste Achtung abgezungen.

Eine für die innern Verhältnisse unsers Hofes bedeutungsvolle Angelegenheit ist gleichfalls in diesen Tagen geeinet und zum Abschluß gebracht worden. Wir meinen die Verlobung des Erbprinzen von Cöln mit der Schwester des Herzogs von Bordeaux, der Prinzessin Louise von Frankreich, die eine Mitgift von 14 Millionen Franken erhalten soll. Nachdem die Bemühungen der Königin, welche die Tante des Erbprinzen ist, denselben zum König von Spanien zu machen, nicht den gewünschten Erfolg hatten, da das Gewicht von Koburg in der neuesten Zeit, namentlich durch den Einfluß Englands, zu stark auf die Waagschale der über die spanische Heirathsfrage gepflogenen diplomatischen Unterhandlungen drückte, so ist die frühere Idee einer Verbindung zwischen dem Neffen unserer Königin und der Tochter der Herzogin von Berry wieder aufgenommen und jetzt, bei der mehrtägigen Anwesenheit der Herzogin im Lustschlosse von Schönbrunn vollkommen entschieden worden.

Die nördliche Staatsseisenbahn ist seit dem 1. Oktober auch dem Gütertransport geöffnet worden, der bei dem lebhaften Handelsverkehr unserer Monarchie mit Sachsen und Hamburg nicht anders als höchst gewinnreich für diese Eisenstraße sein kann. Die Personenfrequenz warf in den letzten Wochen täglich die Summe von 2500 Gulden ab, obschon die Eröffnung in die Herbstzeit fiel, wo die Personenbewegung nicht mehr so bedeutend ist. Den Verzögerungen in dem Eintreffen der Trains, welche eben so lästig für die Passagiere als störend für den Postengang sind, dürfte indeß schwerlich auf eine andere Weise, als durch Legung eines zweiten Gleises wirksam zu begegnen sein, da bei dem eigentlichen Geleise die von Wien und Prag abgehenden Züge, sobald sie nicht rechtzeitig zusammentreffen, was selten geschieht, auf gewissen Ausweichplätzen einander abwarten müssen, soll anders großes Unheil verhütet werden. Unter

den ersten Waaren, welche den Weg von Prag hierher auf der Eisenbahn zurücklegten, befand sich seltener Weise auch eine trachtige Händin, welche ein speculativer Kopf aus Böhmen mittelst Frachtbrief nach der Hauptstadt spediren ließ, um dergestalt ihre zu erwartende Nachkommenschaft vortheilhaft zu verkaufen.

Auf derselben Bahn ereignete sich unlängst folgender komischer Vorfall, dessen Wahrheit wir verbürgen können. Ein Tyroler machte in seiner Landestracht die Reise nach Mähren, und der Platz im Waggon mußte ihm sehr bequem dünken, was bei der Einrichtung der Waggonen auf der Nordbahn freilich haltbar genug ist, denn er schlief bald ein. Durch das Kopfnicken des Schlafers stieg die Brieftasche in seiner Jacke allmählig aus der Seitentasche und fiel auf den Boden. Ihm gegenüber saßen ein Paar junge Damen, welche, wie man sagt, dem Stande der Galanterie angehörten, und kaum hatte eine von ihnen den Sturz des Portefeuilles wahrgenommen, als sie, nach kurzer Recognoscirung aller anwesenden Gesichter, das herrenlose Gut ganz leise in ihre verschwiegene Obhut nahm. Gleichwohl hatte die verschmigte Diebin einen aufmerksamen Beobachter gefunden, welcher, in die Wagenecke gelehnt, eine ganz gleichgiltige Miene zur Schau trug; doch als auf der nächsten Station die beiden Damen ausstiegen, beeilte er sich, den schlummernden Tyroler zu wecken, und ihm die Thäterin zu bezeichnen. Der ehrliche Tyroler war nicht wenig verwundert über den ihm gespielten Streich und humpelte auf der Stelle der Diebin nach, die er auch sogleich erhaschte und sobald er ihr das unter dem Schwal verborgene Portefeuille glücklich entrisseu hatte, so schritt er auch schnell zu einer Execution, welche darin bestand, daß er die Deliquentin höchst ungalant im Angesichte der aus den Waggonen zusehenden gesammten Reisegesellschaft über das Knie bog und nach Entfernung aller untern Kleidungsstücke auf dem entblößten Theil mit flacher Hand einige wohlberechnete, weithin schallende Streiche führte. Unter dem lauten Gelächter der Zuschauer stieg der Tyroler wieder in den Waggon und nahm phlegmatisch Platz, zufrieden, in den Besitz seiner Brieftasche gekommen zu sein und ohne sich um die Blossen zu kümmern, die über die eigenthümliche Art jener Bestrafung gemacht wurden, welche man wegen der Raschheit ihres Hervorgangs mit Recht eine Eisenbahn-Justiz nennen könnte.

Von literarischen Gästen erwarten wir Herrn Laube, welcher auf die Einladung des Fürsten Friedrich von Schwarzenberg über München und Salzburg auf die Güter des Fürsten Lamberg in Steiermark gereist ist, um dort einige Zeit der Jagd zu widmen, welche allerdings in den Alpen noch in alter romantischer Weise geübt wird, während sie sonst in der Regel in ein muth- und gefahrloses Abschlagen des Wildes ausgeartet ist, an dem eine kühne Männerseele kaum mehr ein Vergnügen finden kann. Auf der Heimreise wird

Dr. Laube Wien besuchen und hoffentlich einen längeren Aufenthalt hier nehmen. Auch der Schriftsteller Willkomm, dessen Tendenzromane aber hier nur von wenigen gekannt sind, soll nächstens eintreffen. Der größern Publikum möchte er wohl nur durch die Criminalklage bekannt geworden sein, welche nach den Zeitungsnachrichten gegenwärtig wegen seines Buches: Weiße Sklaven — über ihm schwebt.

Von hiesigen Literaturreisungen ist wenig zu melden, doch müssen wir auf ein tüchtiges Werk aufmerksam machen, welches das Resultat einer umfassenden Gelehrsamkeit und die Ausbeute der fleißigsten Specialstudien ist. Der Custos der k. k. Hofbibliothek, Dr. Schmidt, hat nämlich ein Buch herausgegeben über den Erfinder des Musiknotendrucks mittelst Metalltypen, den Italiener dei Petrulli aus Fossombrone im Kirchenstaat und darin eine sorgfältige Kenntniß der musikalischen Zustände jener Zeit an den Tag gelegt, so daß das Werk in den betreffenden Kreisen ohne Zweifel gerechtes Aufsehen erregen wird. Es sollte schon 1840 als Festschrift zur Jubiläumsfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst erscheinen, allein Hindernisse mancher Gattung machten damals sein Erscheinen unmöglich und der Werth dieser gediegenen gelehrten Arbeit sichert ihm auch ohne Benützung dieses Zeitpunktes die Beachtung aller gründlichen Kunstkenner.

Da diese Blätter der musikalischen Raisonnements von Dr. Schmidt, dem Redakteur der hiesigen Musikzeitung, bereits in gerechter Würdigung gedacht haben, so bin ich der Mühe überhoben, sie nochmals zu besprechen und will noch auf ein Heft Lieder hinweisen, welches der Direktor der Blindenanstalt, Herr Klein, in den Druck gegeben hat, und deren besondere Bedeutung darin besteht, daß die meisten derselben Blindgeborene zu Verfassern haben. Sie gestatten deshalb einen interessanten Einblick in den Ideen- und Anschauungskreis dieser Fehlsinnigen, und es wäre eine nicht ganz undankbare Aufgabe für einen Kritiker, die Ursprünglichkeit der in diesen Gedichten angewendeten poetischen Bilder und Gleichnisse zu zergliedern und auf die beschränkte Vorstellungsgabe der Unglücklichen zurückzuführen.

Noch will ich der neuen Ausgabe von Friedrich von Schlegels Werken erwähnen, die der spekulative Buchhändler Klang veranstaltet und berentwegen er in den Zeitungen alle jene, die dem Verstorbenen im Leben näher gestanden, auffordert, Beiträge zum Behufe einer neuen und vollständig zu bearbeitenden Biographie dieses Schriftstellers einzusenden. Wir zweifeln jedoch sehr, daß sich in Oesterreich selbst eine umfassende und in geistvoller anderer Beziehung wahre und genügende Lebensgeschichte Schlegels schreiben läßt, denn die Thätigkeit des k. k. Hofsekretärs Friedrich von Schlegel war zu tief verwebt mit den reaktionären Tendenzen der österreichischen Staats-

politik, deren Erörterungen sicher unter keine Wiener Druckerpresse gelangen werden. Schlegels Persönlichkeit und die seiner Frau, der Tochter von Moses Mendelssohn, ist schon zur Gnüge geschildert worden, wie denn überhaupt die Denkwürdigkeiten der Caroline Pichler so ziemlich Alles sagen, was sich bei uns über Schlegel sagen läßt.

Das Hofburgtheater hat eine französische Uebersetzung von Theodor Hell gebracht, von der wir nicht begreifen, wie solches Zeug unter Leitung des Grafen Dietrichstein zur Aufführung kommen kann. Das Machwerk heißt: „Jeanne und Janneton“ und ist, obchon von Scribe verfaßt, ein Ausbund von Unnatur und Langweiligkeit, der trotz der ausgezeichneten Besetzung gänzlich mißfiel. Im Theater an der Wien trat der aus England heimgekehrte Staudigl zum ersten Male auf und erregte als Castellan in den Haimonskindern enthusiastischen Beifall. Fräulein von Marra ist gleichfalls hier eingetroffen und wird nächstens debütiren. Im Hofopertheater behilft man sich, da zwei der Primadonnen, nämlich Luzer-Dingelstedt und Stöckl-Heinesetter durch die Folgen der Ehe der Kunst entzogen worden, mit Gästen und wir haben darum in der letzten Zeit die Damen Mink, Janik und Walter hören müssen, was Viele für kein Glück halten.

Das Gespräch des Tages, von dem alles Uebrige in den Hintergrund gedrängt wird, bildet derzeit die Entdeckung des Fälschers, welcher in der jüngsten Zeit die vielen Banknoten zu 100 und zu 10 Gulden in Umlauf setzte, welche sich durch gelungene Nachahmung auszeichnen und von denen ich Ihnen schon unlängst schrieb. Ein hiesiger Privatier, Ritter von B., ein Greis von 73 Jahren, ist in Folge der schwersten Indicien zur Haft gebracht worden. Der Hergang wird verschiednen erzählt, und da es auch gar nicht auf das Wie der Entdeckung ankommt, so lassen wir die Sache ganz dahingestellt. So viel ist sicher, daß die Nationalbank selbst mehrere dieser falschen Banknoten einnahm, ohne ihre Unechtheit zu erkennen, und nur die Mehrheit gleichlautender Serienzahlen auf den Bankscheinen führte zu der Untersuchung und zur Erkenntniß. Ritter von B. ist ein Ausländer von Geburt und leistete der österreichischen Regierung zur Zeit der Revolutionskriege wichtige Spionendienste gegen die Franzosen und namentlich soll man es seinen Bemühungen zu danken haben, daß man der Fabrikation österreichischer Bancozettel auf die Spur kam, welche von Seite Napoleons im großartigsten Style betrieben ward, um den Credit der Monarchie zu vernichten und Destreich die Mittel zur kriegerischen Erhebung zu entziehen. Mehr als 160 Millionen falsches Geld circulirte bereits im Lande und hatte die dormalige Herabsetzung des Geldwerthes zur Folge. B. ward königlich belohnt und wie man spricht hatte ihm auch die französische Geldfälschung nichts weniger als geschadet. B. gründete bedeutende

Fabrikantagen, allein zu großer Aufwand und vielleicht auch unglückliche Speculationen rissen ihn in Schulden, so daß seine Besizungen unter gerichtlichen Sequester gestellt werden mußten. In dieser Lage scheint er sich durch ein kühnes Wagstück haben retten zu wollen, und er wie mehrere Andere sind um das Verfälschen öffentlicher Creditpapiere eingezogen worden. Unter den Mitschuldigen nennt man auch den Cassirer eines Bankhauses, der die falschen Banknoten recht geschickt unter die echten in der von ihm verwalteten Kasse zu mischen verstand, wie denn überhaupt der Betrug auf sehr feine und besonnene Weise betrieben wurde, und man den Fabrikaten durch einen besonders bereiteten Schaum ein künstliches altes und abgenutztes Aussehen zu verschaffen wußte, das sie gegen nähere Beaugenscheinigung sicher stellte. Wie man erzählt, hat die Gattin des verhafteten Ritter v. B. den Versuch gemacht, sich das Leben zu nehmen; jedenfalls ist die Chronique scandaleuse um einen Stoff reicher geworden, den sie nicht so bald wird fahren lassen wollen.

Da ich schon einmal von Falschmünzern rede, so sei es mir erlaubt, zwei andere Fälle zu erzählen, die sich im verfloffenen Winter zutrug und damals Aufsehen erregten. Der erste betrifft einen jungen Beamten der siebenbürgischen Hofkanzlei, der sich durch seine luxuriöse Lebensweise verdächtig machte und Abends im Volksgarten unter einer Menge Menschen verhaftet wurde, als er eben bei einer Tasse Eis saß und den Musikklängen von Straußens Orchester lauschte. Der andere ist weit verwickelter und paßt ganz für ein Lustspiel. Ein Gauner aus Berlin ging ins Burgtheater und nahm seinen Platz im Parterre, wo ihn eine reiche Beute erwartete. Nach wenig Minuten hatte er auch schon durch seine meisterhafte Fingerfertigkeit sich in den Besitz einer wohlgefüllten Brieftasche gesetzt, mit der er sich schnell aus dem Staube machte und das Ende des Stückes nicht abwarten mochte. Er begab sich ganz wohlgemuth in das sehr nahe gelegene Daum'sche Kaffeehaus auf dem Kohlmarkte und bezahlte dort bereits mit dem Inhalte der gestohlenen Brieftasche; doch wer beschreibt den Schreck des Spitzbuben, als ihn auf die Anzeige des Kaffeewirthes sogleich ein anwesender Polizeikommissär arretirt. Anfangs glaubt er natürlich, man habe seinen Diebstahl entdeckt, doch seine Beängstigung steigt, als er erfährt, er werde als Fälscher von Bankpapieren verhaftet; da er weiß, daß die Bestrafung eines solchen Fälschers ungleich strenger ist, als die eines Taschendiebs, so macht er kein Hehl daraus, daß die incriminirten Banknoten von ihm entwendet seien. Auf jene wiederholte Aussage wird er nun von dem Commissär wieder ins Parterre geführt, da das Stück noch nicht zu Ende gespielt und das Publikum vollkommen versammelt war, um mit Hilfe des Diebes auch den Urheber der falschen Banknoten zu erha-

sehen. Und in der That findet der Gauner noch den Bestohlenen im Parterre und dieser ist nicht weniger erstaunt, auf welche räthselhafte Art er in die Hände der Justiz falle.

IV.

N o t i z e n.

Gott segne die Wilden. — Sklavenhandel in Havre. — Vorwärts und rückwärts. — Politisches Taschentuch. — Ueberraschungen. — Schneider, Schriftsteller und Censor.

Gott segne die Wilden! Sie bereiten den europäischen Völkern manche christliche Freude. Die Russen bekommen am Kaukasus tüchtige Schläge und Frankreich reibt sich darüber vergnüglich die Hände. Die französische Armee verliert in Algier 450 Mann in einem Hinterhalt, 200 andere, kaum genesene Reconvalescenten fallen in die Gewalt der Kabilen, und siehe da, England lacht darüber fröhlich ins Fäustchen. Alles aus christlicher Liebe und Menschenfreundlichkeit. Wir Deutschen allein, das germanisch-christliche Volk par excellence, freuen uns über nichts und geben auch Niemand Ursache, sich über uns zu freuen.

— Dem Negerhandel scheint durch kräftige Verordnungen nun in allen europäischen Staaten gesteuert zu werden; so viel uns aber bekannt geworden, hat kein einziger der Contrahenten bis jetzt daran gedacht, dem schändlichen Menschenverkauf, der mit den Auswanderern vornehmlich durch den berüchtigten Menschenmäkler Barbe in Havre und Andere in Dünkirchen getrieben wird, wo die armen Auswanderer durch übermäßig langes, contractwidriges Warten und schändliche Uebertheuerung um das Letzte ihrer Habe gebracht werden, und so schlimmer als Sklaven sich in der neuen Welt ihr Brod erwerben müssen, Einhalt zu thun. Wann wird die Zeit kommen, daß christliche und allerchristlichste Staaten sich um das Wohl ihrer nächsten Mitbrüder eben so bekümmern, als um das der in der Ferne sich befindenden?

— Der Subigische Volkskalender für 1846 hat eine Titelvignette, unter welcher man liest:

Im Vorwärts nur liegt aller Zeiten Ziel.

Mag rückwärts wollen Krebs- und Eulenrotte u. s. w.

Auf der Vignette ist eine hochragende Säule als Wegweiser nach dem Lichte von der Finsterniß hinweg aufgestellt, mit einem Arm, auf welchem in großen deutlichen Lettern die Inschrift „Vorwärts“ prahlt. Geschrieben also, verkündet, ausgesprochen wäre das „Vorwärts“. Aber o Wunder! Der Rauch der Schornsteine, welche sich

auf Gebäuden dem Wegweiser gegenüber in die Luft erheben, und die Wimpel der Schiffe zeigen, daß, während „Vorwärts“ gerufen ist, der Wind entschieden rückwärts weht, nach der finsternen Seite hin, nach der Nacht und den Burgen zu. Ein Dampfzug auf der hellen Seite, anstatt pfeiltgeschwind dahin zu fliegen, klettert, so scheint es, nur mühsam einen Berg hinan. Und — „hinten scheint die Sonne.“ Wrr! ein ander Bild!! Der Berliner muß doch immer farlastisch sein, auch wenn er es am wenigsten beabsichtigt, und wär's auch nur ein Berliner Kalender.

— In Havre erscheint jetzt ein Journal auf Leinwand gedruckt, welches den Titel: (Political Handkerchief) Politisches Schnupftuch führt. Wollte in Deutschland Jemand ein ähnliches Unternehmen wagen, so würde ihm wahrscheinlich die Concession verweigert — damit nicht alle Welt die Nase in die Politik stecke.

— Zum neuen Jahre sollen die europäischen Völker auf eine großartige Weise überrascht werden. Die Wünsche und Forderungen der Nationen werden gesammelt, geordnet, redigirt und publicirt werden. Jeder Staatsbürger wird sein Votum über alle Institutionen des Staates abgeben müssen, und die Majorität der Stimmen wird den Ausschlag geben. Nachdem man auf diesem Wege die getreuen Wünsche der Unterthanen wird kennen gelernt haben — wozu eine kleine Frist von zehn Mal zehn Decennien vor der Hand bestimmt ist — wird Preußen die Knute abschaffen, Oesterreich ein allgemeines Theatergesetz publiciren, Rußland Antigone aufführen lassen, Baiern die Protestanten aus der Walhalla entfernen — und Sachsen sich für den geräuschlosesten, ruhigsten und bürgerlichsten Staat erklären. Caeterum censuram delendam esse censeo!

— Seitdem ein Schneider als Verfechter des Communismus aufgetreten ist, scheinen viele seiner Genossen Elle, Nadel und Scheere in die Ecke zu legen, um auf dem Gebiete der Tagesliteratur einen Stich zu machen. So hat in Berlin ein Herr Zeller die religiösen Reformen und Reformatoren mit der Elle der Kritik gemessen, die Nadel der Forschung eingefädelt und die Scheere der Strenge an unsere Zeit angelegt. Hochgestellte Personen versichern, daß die Regierungen ein besonderes Patent auf die Erzeugnisse der Schneider ertheilen werden, da die Lektoren die Scheere sehr gut handhaben.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.